

# Zur Hochzeit eine Autobatterie

Ruedi Lüthy

---

Es war eine grosse Ehre: Unlängst wurde ich zu einer simbabwischen Hochzeit eingeladen. Unser Gärtner hat nach mehr als dreissig Jahren seine Partnerin geheiratet, mit der er fünf Töchter, einen Sohn und zehn Enkelkinder hat.

Es ist in Simbabwe recht häufig, dass Paare gar nicht oder erst nach vielen Jahren des Zusammenlebens heiraten. Der Grund ist simpel: Es fehlt das nötige Geld. Der Ehemann muss nämlich die «Lobola», das Brautgeld, bezahlen, und bei der Feier darf man sich – Armut hin oder her – ebenfalls nicht lumpen lassen. Die Heirat unseres Gärtners hatte jedoch einen ganz bestimmten Grund: Er wurde kürzlich von seiner christlichen Freikirche zum Laienpriester ernannt – unter der Bedingung, dass er sein «Leben in Sünde» aufgeben.

Zum Hochzeitsfest waren die Familie und die Mitglieder der Kirche geladen – und ich, als einziger Weisser unter den rund 200 Gästen. Der Aufwand, der für das Fest betrieben wurde, war enorm und begann in aller Frühe: Ich staunte nicht schlecht, als ich morgens um fünf eine laute und fleissige Schar Frauen und viele Kinder im hinteren Teil unseres Grundstückes – wo der Gärtner sein Haus hat – antraf. In riesigen, russgeschwärtzen Töpfen bereiteten sie über dem offenen Feuer während Stunden Fleisch, Gemüse und Maisbrei vor. Die Kleinen waren zum Teil bereits aufwendig frisiert und festlich angezogen, in schneeweissen glänzenden Röckchen und rosafarbenen Schuhen tapsten sie durch unseren Garten.

Für die Feier wurde eine Kirche gemietet, die mit seidig schimmernden Stoffen in Weiss, Silber und Violett üppig dekoriert wurde. Das Brautpaar und die Brautjungfern hatten sich allesamt in den gleichen Farben herausgeputzt, und sogar die Hochzeitstorte passte farblich ins Bild. Alles war bereit – doch der Anfang verlief etwas harzig: Zuerst gab es wieder einmal keinen Strom, und dann wurde der rettende Generator zu allem Übel auch noch ohne Kabel geliefert. So musste die arme Braut während ganzer zweier Stunden im Auto sitzen bleiben und warten, bis die Feier endlich beginnen konnte. Niemand regte sich aber auf, denn was sind schon zwei Stunden nach dreissig Jahren des Zusammenlebens?

Als alles endlich funktionierte, hielt ein sogenannter Marriage Officer eine einstündige Zeremonie ab. Leider bekam ich davon nur ganz wenig mit, weil er in der hiesigen Sprache Shona redete. Das Einzige, was ich verstand, war der englische Ausdruck «small houses», der mehrmals fiel. Man könnte nun meinen, es gehe dabei tatsächlich um kleine Häuser. Doch mit dem Ausdruck sind hier in Simbabwe aussereheliche Affären oder sogenannte Nebenfrauen gemeint. Die Polygamie ist in Simbabwe zwar erlaubt, aber viele verheiratete Männer ziehen eine Affäre vor, weil sie weniger verbindlich ist. In der Regel unterstützen sie ihre Nebenfrau finanziell – zum Beispiel mit einem kleinen Haus, einem «small house», in dem sie und oft auch die unehelichen Kinder wohnen können. Das Thema ist natürlich aus Sicht der Frauen höchst kontrovers, ihnen ist eine solche Beziehung selbstverständlich nicht erlaubt.

Der Bräutigam wurde also während der Zeremonie mehrmals deutlich dazu aufgefordert, jeglichen ausserehelichen Beziehungen abzuschwören – etwas, was bei uns an einer Hochzeitsfeier wohl als ziemlich deplaciert empfunden würde. Nachdem das Jawort dann gesprochen worden war, setzte sich das Brautpaar auf ein weisses, mit Strass-Steinen besetztes Sofa. Bei lauter Musik erhielten die beiden zu essen und wurden von den Gästen reich beschenkt. In Simbabwe mangelt es an allem, und so waren die Geschenke denn auch eher praktischer Natur – neben Geld waren zum Beispiel eine Autobatterie und ein Solarstrom-Wechselrichter darunter. Ich selber hatte das Fleisch für die Hochzeitsgesellschaft gespendet und lieh dem Paar für die Feier 500 Dollar, die sie irgendwann zurückzahlen wollen.

In der Zwischenzeit ist für das frisch verheiratete langjährige Paar wieder der Alltag eingeleitet. Das bedeutet, dass die Frau unseres Gärtners wieder ins Honde Valley ganz im Südosten von Simbabwe zurückgekehrt ist. Dort lebt sie zusammen mit der jüngsten Tochter und zwei Enkelkindern, während ihr Mann als eine Art «Saisonnier» in Harare arbeitet. Diese Konstellation ist in Simbabwe sehr häufig anzutreffen und trägt mitunter wohl auch dazu bei, dass das Phänomen der «small houses» nicht so rasch verschwinden wird.